

Gruschka, Andreas

Präsentieren geht über Studieren? Wie heute das Präsentieren Schule macht

Pädagogische Korrespondenz (2007) 37, S. 18-36



Quellenangabe/ Reference:

Gruschka, Andreas: Präsentieren geht über Studieren? Wie heute das Präsentieren Schule macht - In: Pädagogische Korrespondenz (2007) 37, S. 18-36 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-80014 - DOI: 10.25656/01:8001

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-80014>

<https://doi.org/10.25656/01:8001>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der

Leibniz
Leibniz-Gemeinschaft

5 **ESSAY**

Jörg Ruhloff

»Einmaligkeit« oder Kritik an der
wissenschaftspolitischen Machterschleichung

18 **ERZIEHUNG NEU**

Andreas Gruschka

Präsentieren geht über studieren –
Wie heute das Präsentieren Schule macht.

37 **NACHGELESEN**

Katharina Rutschky

Abschrecken, wegprüfen, aussieben –
Aus der Geschichte einer Prüfung

44 **DAS AKTUELLE THEMA**

Karl-Heinz Dammer

Bildung nach Maß – Über den tieferen Sinn der
Forderung nach Bildungsstandards im Abitur

63 **UNTERRICHTSFORSCHUNG I**

Johannes Twardella

»Wenn ich euch sage, Drogen sind schlecht, dann wisst ihr nicht warum«. –
Eine Fallstudie zur Problematik des erziehenden Unterrichts

81 **UNTERRICHTSFORSCHUNG II**

Torsten Pflugmacher

Try Pattern and Drill Error – Zwei Fallanalysen zur
Fast-Food-Didaktik mit didaktischen Fertigmaterialeien

107 **VERMISCHTES**

Karl-Heinz Dammer

Wahnsinn Wissen

Andreas Gruschka

Präsentieren geht über Studieren? *Wie heute das Präsentieren Schule macht.*

I

DAS PHÄNOMEN

Bei Unterrichtsbesuchen in Schulen der Sekundarstufe I stößt der Beobachter über kurz oder lang mit dem »Präsentieren« auf eine Unterrichtsform, die sich zunehmend als ein Teil des alltäglichen Methodenrepertoires durchsetzt¹. Stärker und anders als beim bereits lange propagierten Arbeiten in (differenzierten) Gruppen, mit dem der zu starken Lehrerorientierung als Frontalunterricht begegnet werden soll, kommt hier die Aktivität der Schüler ins Spiel: in der Phase der Erarbeitung eines Themas, bei der methodischen Vorbereitung sowie der praktischen Vorstellung der Ergebnisse.

Wer sich an die beliebte Klage über Schüler erinnert, die passiv den Unterricht über sich ergehen lassen, die wenig an der Sache interessiert, selten vorbereitet sind, sich kommunikativ während der Arbeit eher zurückhalten, sich ggf. nicht trauen sich einzubringen oder nur sprechen, um mit der Beteiligungsbereitschaft die »mündliche Mitarbeit« zu dokumentieren, der mag sich die Augen reiben über das Ausmaß an Aktivität und an methodischer Gewandtheit, die oftmals aus der Einübung in die Präsentation folgt.

Die nachhaltige Wirkung dieser methodischen Innovation der Schulen kann man inzwischen schlagend in der universitären Lehre beobachten. Hier halten Studierende von Beginn an Seminarstunden ab, dies aber nicht etwa mit Hilfe von Referaten (vorgetragenen, ausformulierten Gedanken) oder mit der Anleitung von Arbeitsphasen und der Stimulation und Leitung von Diskussionen, sondern als Präsentationen. Für die wird nicht selten mehr Programm vorbereitet, als dies während der Seminardoppelstunde einzubringen ist. Auffällig ist dabei, wie stark die Sequenz der vorbereiteten Schemata, Gliederungen, Thesen, Bilder oder Zitate die Präsentation determiniert. Sie besteht nicht selten im Zeigen der »Charts«. Die Vortragenden sind in der Lage, mit dem Einsatz der Medien (Overheadfolien oder Power-Point-Präsentation - PPP) und mit Rückgriff auf Notizen, die auf Karteikarten stehen, eine ganze Stunde und mehr zu präsentieren. Selbst wenn sie dabei vor allem ab- und vorlesen, was an der Wand als Fundstücke ihrer Recherche erscheint und was die Zuhörer sehen und mitlesen können, ist doch bemerkenswert, wie frei viele Studierenden (Schüler) kommentierend sprechen können. Es ficht wenig sie an, dass sie vor einem (kritischen und ggf. nicht interessierten) Publikum sprechen und agieren müssen.

Die Methode scheint in hohem Maße selbstbewusstes Auftreten, methodisches Vorgehen und Engagement zu fördern. Nur selten scheitern solche Vorführungen, etwa weil mit der nicht beherrschten Technik die Präsentation nicht zeigt, was prä-

sentiert werden soll. Selten regt sich Protest über zu klein gedruckte und damit nicht mitzulesende Texte oder weil das Programm unübersichtlich und ohne roten Faden komponiert ist oder der Vortragende die Zuhörer durch die Charts hetzt. In der Regel »funktionieren« die Präsentationen, auch wenn sie voller handwerklicher Fehler stecken: Die Referenten kommen nicht so leicht ins Schleudern, wenn etwas hakt. Sie verfügen über kommunikative Strategien, wie so etwas überbrückt werden kann. Auch die Aufgabe, sich selbst darzustellen, bedeutet für sie durchweg keine peinsame Zurschaustellung als Pseudoexperte (jedenfalls lassen sie sich dies nur selten anmerken), sondern eine möglichst locker inszenierte »Performance«. Sie gewinnt ihre Sicherheit mit dem relativierenden Bewusstsein, dass man »Präsentation« nur spielt.

Der Erfolg der Methode wird zudem nur verständlich, wenn man sich bewusst macht, dass die Präsentierenden durchweg über die Sicherheit verfügen, es würde schon gelten, was sie vortragen, denn sie präsentieren in der Regel Sachverhalte, die sie nicht selbst erfunden (oft auch nicht formuliert), sondern lediglich in den komplementären Präsentations-Medien gefunden (und von dort kopiert) haben. Auch wenn oft von der »Recherche« bei der Ausarbeitung eines Themas die Rede ist, kommt es nur in seltenen Fällen zu (wissenschaftlichen) Erkundigungen. Der bevorzugte und souverän gehandhabte Umgang mit den Suchmaschinen im Internet vermag durchweg den Stoff für alle Fächer und Themen zu liefern, den man dann präsentieren kann.

Präsentieren ist damit im Wortsinne eine mediale Tätigkeit der Übermittlung von Informationen, die als solche nicht unbedingt erarbeitet werden müssen, sondern bereits im Informationsformat zur Verfügung stehen.

Eine weitere Voraussetzung für den Erfolg der Methode liegt sodann in seiner Implikation, dass Präsentieren eine monologische, weitgehend durch keine Einrede gestörte Tätigkeit ist. In den Schulen gilt durchweg die Regel, dass der Vortrag nicht durch Zwischenfragen unterbrochen werden darf. Anders als dies bei Unterbrechungen im Sinne von Rückfragen an den Lehrer der Fall ist, die als solche im Grundsatz gewünscht sind, soll der Schüler durch sie nicht aus seinem Konzept gebracht werden. Die Zuhörer werden also ganz zu solchen gemacht. Passiv müssen sie aufnehmen, was ihnen vorgestellt wird. Aktiv werden sie nicht selten erst, wenn sie anschließend beurteilen sollen, wie ihnen der Stoff präsentiert wurde. Nur in begrenztem Umfang soll dagegen der präsentierende Schüler haftbar gemacht werden für die ungeklärten Fragen, die in der Diskussion deutlich werden. Denn der Schüler gilt anders als der Lehrer nicht als der Experte, der mit seiner Darstellung aus seinem umfassenden Wissensvorrat etwas kondensiert zum besten gibt. Er hat sich unter vielfach eingeschränkten Bedingungen für seine Mitschüler bezüglich eines Themas sachkundig gemacht. Das erwartbare Können wird damit notwendig stärker auf die methodische Leistung als auf die Sachkompetenz bezogen. Der mit der Präsentation zum Lehrenden werdende Schüler bleibt Schüler, selbst wenn er im besonders günstigen Fall (etwa der Darstellung eines schon lange gepflegten Hobbys) über beträchtliche Spezialkenntnisse verfügen mag. Präsentationen finden vor allem dort statt, wo profunde Kenntnisse nicht vorausgesetzt werden können und müssen. Präsentieren geht über studieren. Bei Lehrern soll es umgekehrt sein: Ihr Studium liefert die Basis für die Darstellung von Inhalten.

Die Methode muss mithin vor dem Hintergrund ihres Einsatzes in einem pädagogischen Setting verstanden werden. Auch wenn man zum Referenten und Auditorium wird, tragen doch Schüler vor Schülern und ihrem Lehrer vor. Die Präsentation stellt wie ein Rollenspiel damit Präsentation dar, im besten Falle übt sie ein, was als Kompetenz in vielen Berufen gefordert wird. Dass auf sie solcher Wert gelegt wird, lässt sich nicht allein mit ihrer propädeutischen Funktion für spätere Berufspragmatik erklären. Nur in seltenen Fällen werden die Schüler später, nach dem Studium, von dieser Kompetenz Gebrauch machen müssen. Das teilt das Präsentieren mit fast allen anderen methodischen Propädeutika des Schulunterrichts. Auch das Experimentieren, in den Naturwissenschaften eingeübt, wird nur in Ausnahmen den späteren Berufsalltag kennzeichnen. Die Motivierung verweist mehr nach innen als nach außen: Es handelt es sich um eine pädagogische Maßnahme. Sie dient der Erziehung und Bildung der Schüler, wobei ihr Medium hier die Aufgabe der Vermittlung ist. Wer präsentiert, hat sich zugewandt, freundlich, mit seriösem Auftreten zu benehmen und sich methodisch in dem, was er vorstellt, zu verhalten. Er wird durch die Beobachtung der Klasse dazu miterzogen. Kunstfehler werden sofort sichtbar, egal ob sie anschließend sanktioniert oder nur freundlich kommentiert werden. Selbstbewusstsein soll entstehen, wenn man gelernt hat, vor eine große Gruppe nicht unbedingt zugewandter Menschen zu treten und seine Sache laut, deutlich und bestimmt zu vertreten, indem man für etwas einsteht, was man vorher gemacht hat. Bildend kann und soll diese Beschäftigung werden insbesondere durch zweierlei: durch die eigenverantwortliche Arbeit an einem Thema, das mit Blick auf die kommende Präsentation dazu veranlasst, wirklich in die Sache einzudringen, damit man weiß, wovon man spricht. Zudem wird die Präsentation reflexiv relevant. Der Schüler erlebt sich evaluativ als jemand, der beim Vortragen und Vermitteln selbst prüft und erfährt, ob er und wie gut und sicher er weiß, was er vorträgt. Die Auseinandersetzung mit der Situation des Lehrens kann für ihn zum kritischen Anlass der Überprüfung der Qualität des Gelernten werden.

Was in der Methode als Erziehungs- und Bildungsanlass angelegt ist, kann, wie es immer bei Methoden der Fall ist, auch unterlaufen werden. Das ist dann zu erwarten, wenn das Präsentieren vom Vortragenden wie seinen Zuhörern primär als »Unterhaltung« begrüßt wird, die willkommen den Unterricht ersetzt. Weder nimmt dann der Präsentierende seine Rolle ernsthaft wahr, noch tun das die Zuhörer. Der Vortragende treibt es bewusst locker und ironisch mit seiner Aufgabe, seine Zuhörer erwarten vergnügliche Gags und sei es die unfreiwilligen, die aus der Ungelenktheit der Vorführung folgen.

Vor allem von der Verbindlichkeit der Sache und ihrer ernsthaften Bearbeitung, die dargestellt werden soll, wird abhängen, ob die mögliche bildende Wirkung eintritt oder in das Gegenteil umschlägt: die Erfahrung, wie leicht es augenscheinlich möglich ist, irgend etwas vorzutragen, weil man letztlich keine Verantwortung für den Text tragen muss. Informationen lassen sich vermitteln, ohne dass man selbst mehr als nur irgendwie informiert ist.

Dass angesichts der inhaltlichen Risiken zur Qualität des Vermittelten vor allem das Methodische hoch gehandelt wird, hängt an dem besonderen Unterrichtssetting und mit ihm an dem pädagogischen Bedürfnis der Lehrer, das Präsentieren möglichst zum Erfolg zu führen. Der Schüler soll nicht durch Kritik demotiviert werden. Er soll ja immerhin für die Zeit seiner Präsentation die Funktion übernehmen, die ansonsten der Lehrer inne hat. Da darf man nicht zuviel an fachlicher Kompetenz voraussetzen. Folglich wird zum Erfolgsmaßstab die gezeigte Fähigkeit der Vermittlung mit Hilfe der Methode.

Die Lehrsituation kann als die modernste gelten und zugleich ist sie der archaischen, der alten autoritären Vorlesung *ex cathedra* eng verwandt. Sie bedient sich der avancierten Medien, durch animierte PPP können Wort, Bild, Farbe und Ton abwechselnd filmisch eingesetzt werden. Die Medienkompetenz verhilft den Schülern zu einem Auftritt, den sie mit vortragender Rede nicht erreichen könnten. Die Zuhörer werden zu Konsumenten und Kritikern gemacht. Gleichzeitig kommt es gerade mit der Form zur gesteigerten Wiederkehr jenes Unterrichts, den die Präsentation doch ablösen bzw. umkehren soll. Wer als Schüler präsentiert, produziert in hohem Maße Frontalunterricht. Denn das Präsentieren wird nicht als Lehrer-Schülerinteraktion konzipiert, sondern als monologische Darstellung, die mit ihrer methodisch gesteigerten und quasi rituell inszenierten Form eine allein rezeptive Aufmerksamkeit der Mitschüler sucht. Durch die Präsentation soll paradox erreicht werden, was angesichts mangelnder Aktivierung der Schüler durch den Frontalunterricht des Lehrers nicht mehr möglich erscheint. Während dieser aber (trotz der Dominanz eines sich produzierenden Lehrers) immerhin in der Regel durch das »Fragen entwickelnde Gespräch« in der Klasse und damit durch eine das Verständnis der Schüler immer wieder prüfende Kommunikation geprägt ist, werden während einer Präsentation vom Vortragenden wohl keine Fragen stellvertretend für die Schüler vorgestellt, sondern (mit der Ergebnisorientierung) ggf. Antworten auf nicht gestellte Fragen gegeben. Das hängt an der Funktionsweise des Mediums, primär Informationen zu vermitteln.

Während der dozierende Lehrervortrag, der die Schüler zu Zuhörern macht, inzwischen verpönt ist und entsprechend selten anzutreffen ist, wird die Präsentation zum Zeichen für fortgeschrittene Didaktik, obwohl sie doch aus einem doktrinären Vortrag (eines nicht unbedingt Sachkundigen) besteht.

Angesichts dieser Ambivalenzen und der der Methode immanenten Strukturlogik lohnt es sich, ihr mit empirischer Bildungsforschung nachzuspüren. Welche pädagogische Eigenstruktur entfaltet diese neue didaktische Form? Lässt sie sich wie andere Methoden auch in Unterricht integrieren oder besitzt sie eine aus ihren Ursprungskontexten stammende so starke eigene Valenz, dass durch sie Unterricht substituiert wird, sei es zum Guten, sei es zum Schlechten?

Um diese Fragen genauer zu bestimmen, seien zunächst die gegenwärtig anzutreffenden Formen näher charakterisiert, als auch der Entstehungskontext des Präsentierens nachvollzogen. Es wird eigenen Fallstudien obliegen, die Problematik von innen weiter zu erschließen (vgl. Gruschka 2008; Pflugmacher 2008).

II FORMEN UND FUNKTIONEN

Es lassen sich vielfältige Konkretisierungen der Form beobachten, die nicht selten in spannungsvollen Kontexten polarer Nutzung und Funktionserfüllung stehen:

(1) Die Präsentation dient dem Leistungsnachweis sui generis, aber auch der Kür nach der Pflicht einer Arbeit.

Das hohe Ansehen, welches das Präsentieren inzwischen in Bildungspolitik und Schulen errungen hat, drückt sich exemplarisch darin aus, dass die Methode inzwischen sowohl in der Abiturprüfung als auch der Realschulprüfung als eine eigenständige Leistung abgefordert wird. Hier haben die Kandidaten an einem von der Prüfungskommission vorgegebenen Inhalt zu zeigen, dass sie in der Lage sind, die Situation der »Präsentation« vor einem Prüfungspublikum methodisch regelgerecht zu bewältigen. Sie bekommen z. B. zwei Wochen vor der Prüfung das Thema und wissen, dass sie dessen Bearbeitung mit den neuen Medien vorführen sollen.

Durch diese Hervorhebung wird die Präsentation zu einer Pflicht, der gegenüber die anderen methodischen Fähigkeiten nachrangig werden. Die fungieren mit der beiläufigen Aufforderung: »Interpretiere den programmatischen Charakter des Titels für den Text!« (etwa als Textthermeneutik) oder »Bestimme die Merkmale der Fabel am Beispiel des Textes von ...« (als Formanalyse) in einer Deutscharbeit als Instrument zu Bearbeitung eines Fachinhalts. Auch wenn nicht selten ein Gedicht in einer Prüfung letztlich Mittel zum Zweck ist, die eingeübt standardisierte Weise seiner Bearbeitung

zu zeigen, erfährt die Methode keine besondere Inszenierung. Genau dies ist bei der Präsentation der Fall. Mit ihr geht es um Methodenkompetenz an und für sich. Sie gilt als *Passe Partout* und deswegen benötigt man für sie nur irgendeinen Inhalt. Demgegenüber geht es bei der herkömmlichen Gedichtsinterpretation um die postulierte spezifische Einheit von Inhalt und Methode, d.h. zugleich um die für eine Sache angemessene Darstellungsmethode. In einer Gedichtsauslegung wird deshalb ein verbindlicher Text verlangt, mit dem sich der Autor erschließend dem Gedicht anschmiegt. Vollzieht er an dem Gedicht eine Formanalyse, so muss diese ebenfalls eindeutig die Beispiele oder Indizien für die Kraft und Bedeutung der Formbildung in argumentierender Weise entfalten. Mit dem Präsentieren verhält es sich umgekehrt. Als Methode determiniert sie weitgehend die Weisen der Darstellung des Gegenstandes unabhängig von dessen eigener Valenz. Mit einer PPP ist bereits ausgeschlossen, dass ein Autor einen verbindlich formulierten, argumentierenden Fließtext vorträgt. Der ließe sich gar nicht in das abkürzende Verfahren der erwarteten visuell verdichtenden Submedien (Spiegelstrichlisten, Topoi, Grafiken, farbigen Gliederung etc.) integrieren. Statt dessen wäre der Text so lange umzuschreiben, bis er zu den Schemata der Präsentation passt. Sollte in einer Präsentation einmal eine Gedichtsinterpretation vorkommen, so würde sich mithin ihr Inhalt durch die Methode ändern. Sie würde ggf. nicht mehr als zu schreibende konzipiert, sondern von vorne herein als zu präsentierende.

Im Kontrast zu der durch Prüfungen symbolisch betonten Wichtigkeit der Methode stehen Präsentationen, die bei allem Ernst, der auch ihnen mit dem Engagement des Schülers zukommen mag, einen eher spielerischer Zusatz und Abschluss einer bereits geleisteten Arbeit darstellen. Dergleichen ist der Fall, wenn etwa nach einer Projektwoche eine Klasse/Gruppe ihre Leistungen, Problemlösungen und Produkte Mitschülern und Lehrern vorstellt. Hier besitzt die Methode noch eindeutig den nachrangigen Charakter eines Mittels. Es kann das geeignete sein, um über das Projekt zu berichten. Die Arbeit selbst zielte jedoch nicht auf die Präsentation, sondern auf die Lösung eines gestellten Problems. Entsprechend kann sie nicht in der Präsentation bestehen, sondern allein im Projektergebnis. Auch durch eine weniger gelungene Präsentation kann die erbrachte Leistung nicht geschmälert werden, wie auch eine besonders gelungene nicht überdecken kann, wenn das Projekt nicht an sein Ziel gekommen ist. Entsprechend wird das gewählte methodische Arrangement der Präsentation immer mit Bezug auf das Projekt relativiert werden.

Von seinem Inhalt ist sodann abhängig, wie seine Ergebnisse vorgestellt werden. Die Präsentation im Sinne einer PPP liefert dabei häufig nur einen geringen Teil der Darstellung. Sie erlaubt etwa Hinweise auf die Genese und den Ablauf des Projektes, führt in dieses ein, stellt es aber nicht selbst dar. So kommt es nicht selten vor, dass Schüler, die sich besonders intensiv mit dem Inhalt des Projektes beschäftigt haben, vergleichsweise wenig Interesse für dessen Übersetzung in eine »Präsentation« zeigen. Bei arbeitsteiligen Gruppenarbeiten geht diese Aufgabe nicht selten an die »Medienfreaks« in der Gruppe, die selbst wiederum lieber Kommunikatoren als Macher sein wollen.

Anders ist der Fall nur, wenn Sache und Präsentation zusammenfallen, also wenn die Herstellung von Kommunikation nach dem Modell einer PPP selbst das Ziel des Projektes war, während der Inhalt dafür sekundär blieb.

(2) Präsentation kann als eine standardisierte Lösung eingeübt oder als eine offene Gestaltungsaufgabe behandelt werden.

Für eine grundlegende Standardisierung sorgt oft bereits die Einpassung der Methode in die Zeit- und Teilnehmungsstruktur des Unterrichts. Wenn zu einem Thema möglichst viele hintereinander präsentieren sollen und die dabei erbrachte Leistung bewertet wird, müssen die Spielregeln vereinheitlicht werden. Dann geht es nicht an, dass sich die Schüler unterschiedlich »ausbreiten« oder einzelne unter ihnen technisch privilegiert werden. Alle müssen die gleiche Chance erhalten, wenn sie auch zum Vergleich antreten. Mit dieser Bedingung schrumpft die je zur Verfügung stehende Zeit: Weil jedes Mitglied der Klasse mit seinem Thema drankommen soll, und die Präsentationsphase absehbaren Umfang behalten muss, wird aus der Vorstellung ein zuweilen extrem kurzer Auftritt. Nicht selten wird so den Schülern die Aufgabe erteilt, in zwei Minuten ein oder zwei Schaubilder kommentierend vorzustellen. Im anspruchsvolleren Fall halten die Schüler »Vorträge« von ca. fünf Minuten, in die sie möglichst viel der erarbeiteten Medienkompetenz hineinzupacken haben. Diese schnelle Taktfolge hat sowohl Auswirkungen auf die Methode als auch das mit ihr Vorgestellte. Man greift bevorzugt auf »Darstellungsformate« zurück, die in so kurzer Zeit realisiert werden können und bringt den Inhalt vor allem als Stichwortsequenz ein. In dem Maße, in dem »Chancengleichheit« gewahrt werden soll, kommt es vorab sowohl inhaltlich als auch methodisch zu Vereinbarungen über die zu nutzenden Mittel und Strukturierungen der Sache. Das heißt für die Schüler, etwa einem bestimmten Ablaufschema zu folgen.

Das Gegenstück stellt der fallweise eingesetzte fakultative Einsatz der Methode dar. Einzelne Schüler erhalten die Gelegenheit, etwas, was sie erarbeitet haben, der Klasse vorzustellen. Manchmal handelt es sich dabei um Angebote der Schüler zur Vertiefung von Themen des Unterrichts (Bericht über den eigenen Besuch der Galapagos-Inseln im Biologie-Unterricht). In einem anderen beobachteten Fall präsentiert ein Schüler während der Klassenstunde seinen Vorschlag für die nächste Klassenfahrt. Die Schüler beantragen und verfügen dann oft über die Zeit, die sie für ihre Sache benötigen und die den Zuhörern zuzumuten ist. Sie haben also etwa eine Schulstunde zur Verfügung, über ihre Reise oder ihren Projektvorschlag zu berichten und besitzen dafür die freie Wahl der Mittel; das sind dann nicht unbedingt die standardisierten. Selbst eine PPP wird ggf. nicht isoliert eingesetzt, sondern begleitet durch Demonstrationen, Erzählungen, Übungen, Diskussionen.

(3) Präsentationen können eng verknüpft werden mit dem schulischen Curriculum, sie können dieses aber auch mit anderen und neuen Themen ergänzen oder kontrastieren.

Im ersten Fall wird Präsentation durchweg eingesetzt zur Ökonomisierung des Unterrichts sowie zur Sicherung der Mitarbeit der Schüler. Sie erhalten kleine Aufgaben, die ihre Bedeutung dadurch erfahren, dass sie integrierter Teil des Lernstoffes sind und zur »mündlichen Beteiligung am Unterricht« beitragen. Die Schüler »präsentieren« etwa die Ergebnisse der letzten Stunde oder die ihnen (individuell) gestellten Hausaufgaben. Während Hausaufgaben ansonsten nicht öffentlich verhandelt werden oder aber

zu Beginn der Stunde zum Prüfungsstoff gemacht werden, sollen sie nun im neuem Gewand der Präsentation allen zu Gehör gebracht, bzw. statt durch Befragung durch eigenständige Darstellung nachgehalten werden. Zuweilen werden Schüler beauftragt – als schrieben sie ein Protokoll – eine durch Grafiken, Schemata und gegliederte Stichwortreihen strukturierte Zusammenfassung der vorangegangenen Stunde vorzutragen. Wiederholungen oder Neubearbeitungen des Stoffs erfolgen nun in der Form von Mini-Präsentationen. In diesen Fällen sorgt die regelmäßige Aufeinanderfolge solcher Aufgaben und die mit ihr verbundene kurze Vorbereitungszeit bereits dafür, dass der methodische Aufwand der Präsentation klein gehalten werden muss. Sollen Schüler den Stoff der letzten Stunde in Erinnerung bringen oder eine Frage beantworten, die mit dieser verbunden war, berichten sie kurz und knapp, häufig mit Rückgriff auf das bekannte Material, indem sie etwa ein Bild oder ein Schema auf Folie zeigen und kommentieren. Auch solche Präsentationen dauern häufig nur einzelne Minuten. Auf diese Weise wird die Methode zuweilen zum Teil des Normalunterrichts gemacht. Sie unterstützt oder ergänzt die Arbeit am und mit dem Stoff.

Demgegenüber kann die Methode auch bewusst eingesetzt werden als inhaltlicher Kontrast zum normalen Unterricht. Präsentation ist dann nicht selten die Alternative zum Unterricht, inhaltlich wie methodisch. Sie besteht vor allem darin, dass mit Hilfe der Methode die Schüler über Gegenstände ihrer freien Wahl arbeiten und ihre Mitschüler informieren. Auch auf diese Weise, also mit der Entkopplung vom Normalunterricht, lässt sich ein Freiraum schaffen, bzw. einrichten, um die schulische Verabredung, Methodentrainings durchzuführen, zu erfüllen. Ggf. lässt sich der Schülerbeitrag mit dem Rahmenthema des Faches verbinden. Es geht um »Jugend in der Gesellschaft«, ein Schüler bietet eine Vorstellung der Kunst eines von ihm verehrten Rappers an. Kommt es nicht zur Einbindung solcher Darstellungen in den Fachunterricht, kann ein alternatives Unterrichtsprogramm entstehen, für das die Schüler verantwortlich werden. Entsprechend dem Versprechen: Ihr dürft vorstellen, was ihr wollt!, ist dann sowohl inhaltlich als auch methodisch mit improvisierten Vorträgen über Vorlieben, aber auch mit elaborierten Erarbeitungen eines Gegenstandes und der darauf antwortenden sorgfältigen Präsentation zu rechnen.

(4) Präsentation kann zum kontinuierlichen, und curricular entfalteten Kompetenzprofil, aber auch wie ein Dienst nach Vorschrift behandelt werden.

Es lassen sich Schulen danach unterscheiden, ob in ihnen Präsentation nachlässig als etwas behandelt wird, was man nun auch tun muss, ohne dass damit eine Ausbildung einer spezifischen Präsentationskompetenz angestrebt wird, oder ob genau das das Ziel darstellt. Dann wird die Präsentation in einem Maße methodisiert, wie wir es von den wie mitlaufend behandelten anderen Methoden (Textinterpretation, Argumentation, Experiment, Beweis, eine Ausdrucksgestalt herstellen etc.) nach ihrem schulisch didaktischen Abschleiß nicht mehr kennen. Die Schüler erhalten Zugang zum fortgeschrittenen Equipment und es wird von ihnen verlangt, dass sie dessen Möglichkeiten ausschöpfen. Sie werden in allen Aspekten des Präsentierens geschult: in Zeitmanagement, Dramaturgie, Dauer, Tempo, sprachlicher Klarheit, Gewandtheit und Rhetorik, dem körpersprachlichen Auftreten, dem Medieneinsatz

und -wechsel, den graphischen Möglichkeiten der Pointierung usw. In diesen Fällen wird Präsentieren als eine wiederkehrende Übung verstanden, die als solche auch die Evaluation der Fortschritte des Umgangs mit dem Medium einschließt. Im semiprofessionellen Sinne einer Ausbildung zum Präsentieren, wird dabei die Klasse in den Lernprozess der jeweils Vortragenden einbezogen. Von den Schülern wird eine profunde, den Fortschritt der Mitschüler unterstützende Form des Feed-backs erwartet.

Andere Präsentationen sind didaktisch und inhaltlich weit von einer solchen Aspiration entfernt. Ob und wie die Schüler mit dem Medium umgehen, wird ihrem persönlichen Ehrgeiz überantwortet. Zuweilen wird dies begünstigt durch die deutlich werdende didaktische Distanz der Lehrenden gegenüber der Methode. Sie nutzen den mit ihr verbundenen Zugewinn an Steuerung im Sinne der Entlastung von Disziplinierungs- und Motivierungsproblemen. Sie sind keine bekennenden Methodentrainer, sondern reagieren mit entsprechenden Aufforderungen an die Schüler auf die neue methodische Mode, wie vordem auf andere auch (Internet-Nutzung, Klippertsches Methodentraining etc.). Das in der Aufgabe steckende Methodische wird nicht mehr als solches bewusst gemacht und geschult, sondern »durch- und drangenommen«. Entsprechend unengagiert erfolgen auch die Rückmeldungen nach der Präsentation, zuweilen erlebt auch die Klasse sie als lästige Pflicht.

Diese Nachlässigkeit trifft nicht unbedingt allein die Präsentation. Wenn man sich etwa Textarbeit in der Schule unter dem methodischen Gesichtspunkt anschaut, stolpert man gleichsinnig auf die Umgehung des explizit Methodischen und seinen Ersatz durch Arbeitsweisen, die im Vorfeld des methodischen Vorgehens stehen bleiben. So etwa, wenn die Textarbeit sich faktisch im Modus der Reproduktion des Gelesenen erschöpft.

(5) Die für die Präsentation ausgewählten Stoffe werden entweder durch didaktische Hilfestellungen stark strukturiert oder umgekehrt bewusst nicht näher bestimmt, damit die Schüler Verantwortung für die Erarbeitung der Sache übernehmen.

Neben der Standardisierung der Vorgehens während der Präsentation bzw. dessen bewusstem Offen-Halten haben wir es auch mit einer vergleichbaren Unterscheidung im Vorfeld der Präsentation zu tun. Sie betrifft die freie Themenwahl, die offene Bearbeitung des gewählten Themas und als Alternative dazu eine vorbereitete, zuweilen mehrfach erprobte Lernumwelt für die Präsentation. Es lässt sich oft beobachten, wie Lehrende im Vertrauen auf die einschlägigen und auch in der Schule verstärkt genutzten Informationsquellen des Internet (Wikipedia etc.) den Schülern bei der Ausgestaltung des Themas freie Hand lassen. Sollen sie etwa nach einer Einführung in das Thema »Karl der Große« Einzelaspekte der Person Karls recherchieren, kann der Lehrende gewiss sein, dass dazu im Internet genügend Material gefunden werden kann, deren Übertragung in den Unterricht durch Präsentation auch deswegen leicht möglich ist, weil das Format von Quelle und »Referat« gleich ist. Was einmal als Gang in die Schulbibliothek empfohlen wurde, lässt sich nun ungleich einfacher mit dem Internet bewerkstelligen. Zu den Themen selbst kommt man ggf. mit brain-stormings, mind-maps und Interessenbekundungen, also ebenfalls offenen, nicht vorher programmierten Formen der Inhaltsfindung.

Anders der Fall dort, wo das Thema als Lernzusammenhang bereits inhaltlich stark vorbereitet wurde. Dann haben die Schüler die Wahl zwischen verschiedenen vorbereiteten Themen und werden auf zentrale Quellen verwiesen, die sie als Basis konsultieren müssen, bzw. die sie konsultieren können, um sich erweiterte Informationen und Anregungen zu holen. Überall dort, wo nicht einfach nur arbeitsteilig nebeneinander mit »allerlei« gearbeitet wird, kann davon ausgegangen werden, dass sich die Klasse gemeinsam mit bestimmten Themen zu beschäftigen hat, so dass hier beurteilt werden kann, was der jeweils vortragende Schüler aus der Sache gemacht hat.

Das ist im anderen Fall nicht so. Hier hängt alles von der mit der Themenstellung entfachten Neugierde ab und davon, wie stark rezeptiv und rezeptologisch der Schüler mit seinen Fundstücken umgeht. Das gilt insbesondere für solche Themen, die eine mögliche Nähe zu den Interessen der Schüler haben. So kann etwa unter dem Titel »Jugendkulturen und Musik«, versucht werden, die Schüler zur Darstellung ihrer Vorlieben zu bewegen.

Die Arbeit wird im ersten Fall eine große Nähe zum schulischen Curriculum haben, womit die Präsentation eine andere Art wird, mit dem Pflichtprogramm umzugehen. Im anderen Fall wird es nur eine lockere Verbindung zum Curriculum geben. Ist die vorbereitete Lernumgebung das Mittel, die Basics zu einem Thema zu sichern, bedeutet der weitgehende Verzicht auf solche, dass der Inhalt der Präsentation dem (zufälligen) Interesse, Engagement und dem fachlichen Können der Schüler folgt.

III

VIER TYPEN UND BEISPIELE

Die unterschiedliche Nutzung und Aufgaben der Methode lassen sich an vier Typen näher charakterisieren, die wir jenseits des besonderen Falls einer Präsentation als Prüfungsleistung in den beobachteten Schulen wiederholt gefunden haben.

(1) Präsentationen als Modus freier thematischer Ergänzung zum Unterricht

Im Rahmen des Methodentrainings in einer Schule soll das Präsentieren geübt werden. Die Schüler bekommen freie Hand, sie können sich ein Thema ihrer Wahl ausdenken. Geklärt wird, dass es sich angesichts der knappen Vorbereitungszeit anbieten würde, etwas von dem zu präsentieren, worüber man bereits sehr gut informiert ist. Das habe den Vorteil, dass man sich auf die Fragen der Vermittlung konzentrieren könne und für sie nicht erst intensive Recherchen anstellen müsse. Das führt dazu, dass manche Schüler ihre praktischen Hobbys und subkulturellen Vorlieben zum Thema machen und entsprechend die Präsentation gestalten. Der Angler bringt die Gerätschaften mit, die er benötigt und demonstriert, wie man mit der Angel umgehen muss, die Hobbyreiterin zeigt mit kommentierten Ausschnitten aus einem Werbefilm das Voltegiereiten, ein Schüler nutzt schließlich die Gelegenheit, die Mitschüler über seine ambivalente Vorliebe für einen der deutschen Mode-Rapper zu informieren: Bushido.

Dafür zeigt er, wie sein Held in den vergangenen Jahren zu einiger Berühmtheit gelangt ist. Berichtet wird, wie er sich ein Brutalo-Image verpasste und manche Gelegenheit nutzte, mit inszenierter öffentlicher Skandalisierung seine Person medial zu vermarkten. Vor der Presse provozierte er z.B. eine Prügelei, bei der er einen Fan, der

ihm und seinem Auto zu nahe gekommen war, brutal zusammenschlug. Sein Markenzeichen stellen rassistische, ausländerfeindliche und vor allem frauen- und homosexuellenfeindliche Texte dar.

Der Schüler beginnt seine Präsentation mit einem Bekenntnis zu seinem Fansein und kommentiert es mit seiner Distanzierung von den berichteten Skandalen und den aggressiven Attacken Bushidos gegen Frauen. Er referiert sodann die bisherige Karriere des Stars, berichtet von den verschiedenen Gruppen, in denen er mitwirkte und zeigt mit einer Zeittafel die Genealogie der Marke »Bushido«. Den Höhepunkt seiner Präsentation bildet die erwartete Vorstellung der Musik und der Texte. Der Schüler greift dafür einen der Skandaltexpte auf, lässt den Text an der Musik durch Mitlesen verfolgen.

Die Präsentation verläuft methodisch ohne Probleme, der Schüler liest ab, was er mit seinen Folien vorbereitet hat. Er zeigt Bilder von den Auftritten und dem Presseecho auf Bushido. Nach der Musikdemonstration teilt er abschließend nochmals einige Bekenntnisse und Entschuldigungen mit, die aber an seinem Fansein nichts ändern. Die ambivalent bleibende Bewunderung wird nicht aufgeklärt. Für seine Faszination durch die Musik und die Texte liefert er keine plausiblen Gründe. Indem er der Kunstfertigkeit der Songs nicht nachspürt, verpasst er es, seine Wertschätzung für Bushido sachlich zu untermauern. Ungeklärt bleibt, wie man jemanden als Künstler bewundern kann, den man als agierenden Menschen verurteilen muss. Der Schüler zeigt so wenig Distanz zum Objekt seiner Präsentation, dass er vor allem mit der missverständlichen Form seines Fanseins wahrgenommen wird. Über Bushido erfahren die Mitschüler mehr oder weniger das, was sie als Musikszene-Kenner schon wussten, egal, wie sie zu Bushido stehen. Der Schüler hat im Zusammenhang seiner Präsentation nichts Neues über seinen Gegenstand erfahren, auch hat er die Ästhetisierung seines Helden nicht verständlich machen können. Die Präsentation liefert für ihn weder einen Anlass zu einer tieferen Selbstbefragung, noch evoziert sie eine gezielte methodische Anstrengung um Vermittlung. Für diese entsteht mit der Methode keine inhaltliche Herausforderung. Routiniert werden die äußeren Daten, Fakten und Bilder auf Folien gebracht und vorgestellt. Eine Besinnung auf das Ziel der Präsentation und das Problem des Gegenstandes kommt erst mit der Diskussion in der Klasse in Gang. Sie wird aber angesichts des anstehenden Programmwechsels schnell durch den Lehrer mit dem Hinweis abgewimmelt, es käme darauf an, sich klar zu machen, dass Bushido ein »begabtes Arschloch« sei.

Der Lehrer hat die Schüler machen lassen, er vermied es dabei, den Schülern gezielt Hinweise zu geben, wie man interessantere Fragen an das jeweilige Thema stellen könnte.

(2) Präsentation als alternative Methode für den Unterricht

Im Biologieunterricht steht die Behandlung der gängigen Drogen an. Aufgegriffen werden ihre sprachliche Bezeichnung, biochemische Basis, ihre Geschichte, die Gefahren im Umgang mit ihnen, Wirkungsdauer und Effekte auf den Körper und ihre ökonomischen, juridischen, gesellschaftlichen und psychischen Implikationen und Voraussetzungen. Die Lehrerin beschließt, dass das von ihr mit Informationsmedien vorbereitete Thema Droge für Droge arbeitseilig vorgestellt werden soll. Die Schüler

bekommen die Aufgabe, sich eigenständig mit den Materialien vertraut zu machen und über das Internet erweiterte Informationen abzurufen, wo ihnen dies notwendig erscheint bzw. sie daran interessiert sind. Anschließend sollen sie reihum ihre Ergebnisse vorstellen. Auf diese Weise werden folgende Drogen behandelt: Crystal, Speed, Haschisch, Kokain, Heroin. Jeder Schüler hat für seine Droge einige Minuten Zeit, es findet aber kein streng vereinheitlichendes Zeitmanagement statt.

Für die Präsentation haben die Schüler als Verlaufsschema die Dimensionen der Charakterisierung der jeweiligen Droge in die Hand bekommen. Die Erarbeitung des Themas entspricht auf diese Weise bereits den Teilschritten der Präsentation. So kommt es zu Vorstellungen, die immer den gleichen Schritten folgen.

Die bald stereotyp wirkende Vorstellung wird von den Schülern durch Unaufmerksamkeit und den sich wiederholenden Einwurf »Das macht gar keinen Spaß!« problematisiert. Die eingebrachten Informationen erscheinen den Zuhörern in mehrerlei Hinsicht als unbefriedigend: Zum Teil unterbieten sie das unter den Schülern verbreitete Niveau der Kenntnisse, zu einem anderen Teil bleiben sie in ihrer naturwissenschaftlichen Sprache schlecht abstrakt, man weiß weder so recht, was sie bedeuten, noch kann man sie immanent betrachtet verständnisvoll einordnen. Sodann werden die Implikationen und Konsequenzen des Drogenkonsums nach der gefundenen Information oft so diffus beschrieben, dass sie sich mit den Erfahrungswerten der Schüler brechen. Schließlich übergehen die Präsentationen die Fragen, die sich den Schülern bezogen auf einzelne Drogen aufdrängen. Das meiste erscheint so nach kurzer Zeit als zu oberflächlich, als miss- oder überhaupt nicht verständlich. Das provoziert die Frage: Warum machen wir das hier so? Die Lehrerin antwortet darauf defensiv mit dem Hinweis, dass Drogen entsprechend dem Lehrplan halt dran seien. Später greift sie auf die Aufklärungspflicht der Schule angesichts des verbreiteten Drogenmissbrauchs zurück.

Die enge Kopplung an den Lehrplan führt zu einem Abarbeitungsprogramm nach dem Muster einer Kreuztabelle mit Drogentypen in den Zeilen und Dimensionen in den Spalten. Jeder Schüler hat mit seinem vorbereiteten Material stur entsprechend stichwortartig zu erläutern, welche Chemie in der Droge steckt und welche Wirkung sie entfaltet. Ergebnisse werden aufgetürmt, ohne dass sie auf Fragen antworten und ohne dass sie konkrete Informationsbedürfnisse befriedigen würden. Information substituiert fehlende Vermittlung, so dass man nur auswendig lernen kann, was man nicht verstehen konnte. Auch der erzieherische Hintergrund verfängt bei den Schülern nicht als zureichende Begründung für Thema und Methode. Das von der Lehrerin wohl nicht geliebte Thema versucht sie in der Klasse durch arbeitsteilige Erarbeitung und Präsentation durchzusetzen. Das gelingt auch, wie die Kooperationsbereitschaft der Schüler anzeigt, denn sie präsentieren brav, wenn auch zum größten Teil unengagiert das vorgeschriebene Programm. Aber sie gewinnen damit nicht ihre Zuhörer. Denen erscheint das Thema aufgesetzt und entsorgt von fast allem, was ihm Brisanz verleiht. Etwa die geäußerte Frage, warum Menschen Drogen im Bewusstsein nehmen, dass sie durch sie abhängig werden, oder die andere, was es bedeute, dass junge Menschen harmlose Drogen nehmen, die sie unter Kontrolle halten. Ob so etwas hingenommen werden könne oder zu bekämpfen wäre? Die Tatsache, dass Mitschüler

das Thema von den Problemen entsorgt schematisch vorstellen sollen, schafft nicht die Aufmerksamkeit, die sich die Lehrerin verspricht. Nach der Instrumentalisierung der Präsentation für das Durchnehmen von unbeliebtem Fachstoff erscheint die Methode wie ein Büttel, der dem langweiligen Unterricht aufhelfen soll.

(3) Präsentation als projektnahe Vorstellung einer arbeitsteiligen Erarbeitung eines übergreifenden Unterrichtsthemas

Der Geschichtsunterricht behandelt über einen längeren Zeitpunkt des selbständigen Erarbeitens das Thema »Mittelalter«. Die Schüler haben eine Reihe von Pflichtthemen zu erarbeiten und sich mit »Basics« zum Thema zu beschäftigen. Darüber hinaus stehen ihnen mehr als 30 weitere Themen zur Wahl. Zu ihnen können sie in einem Materialpaket Anregungen entnehmen. Es besteht aus grundlegenden Informationen, aber auch aus Hinweisen, wohin die Recherchen die Schüler führen können. Hinzu tritt eine Bücherkiste, mit deren Hilfe sich die Schüler schlau machen können. Sie haben nun 12 Stunden Zeit, sich mit den Inhalten zu beschäftigen und ihre Aufgabe besteht darin, anschließend in ca. fünf Minuten die Ergebnisse ihrer Arbeit der Klasse vorzustellen. Das Themenspektrum ist so breit, dass für alle historisch systematischen Aspekte des Mittelalters wie Leben in den Städten, auf dem Lande, die Welt der Ritter und Klöster Beispiele gegeben werden. Es ist zugleich so schülernah, dass mit ihnen die eingebrachten Interessen am Mittelalter befriedigt werden können (Ritterrüstungen, Turniere, Heldensagen). Den Schülern wird klar gemacht, dass neben der sachlichen Angemessenheit ihrer Darstellung diese selbst im Vordergrund steht. Zum Gütekriterium wird die Fähigkeit zur »Präsentationskompetenz« gemacht. Die wird den Schülern durch ein systematisches Tableau von Teilkompetenzen verdeutlicht, die einzuüben sich die Klasse in einer Serie von entsprechenden Präsentationen bemüht. Dementsprechend wird bei der Übung die methodisch angeleitete Rückmeldung der Schüler betont, womit die Schüler zugleich als Zuhörer und Evaluateure auftreten. Sie geben den Mitschülern Hinweise auf Stärken und Schwächen, auf Entwicklungsfortschritte und anhaltende Probleme im Umgang mit der Methode.

Es kommt zu Präsentationen, die zeigen, dass sich Schüler intensiver mit dem Thema ihrer Wahl beschäftigt haben, als dies von der Ökonomie der Vorgaben erwartbar gewesen wäre, aber es werden auch Vorstellungen geliefert, die letztlich nur kopieren, was in der didaktischen Kiste für sie vorbereitet steckte. Auch hinsichtlich der Präsentation kommt es zu professionellen Lösungen durch frei sprechende, selbstsicher sich und die Sache darstellende, methodisch versierte Schüler, als auch zu sehr eingeschränkten Lösungen. Die Schüler konzentrieren sich in ihrer Kritik auf die Zielerreichung der Präsentation, selten wird dagegen das Inhaltliche angesprochen. Man erfährt so viel über das Mittelalter, aber trotz aller Vielheit entsteht kein Bild von der Epoche. Zuweilen wird kritisiert, dass man nach der Präsentation entweder nicht mehr wisse, als alle schon vorher wussten oder deswegen wussten, weil auch sie sich mit den Pflichtthemen beschäftigt haben. Vereinzelt wird moniert, dass die Präsentationszeit so eng begrenzt war, dass letztlich nur ein Ergebnis auf der informativen Oberfläche vermittelt werden konnte.

Das Verfahren wiederholt sich jede Jahrgangsstufe an einem anderen Thema. Mit der Serie solcher Übungen haben die meisten Schüler gelernt, wie man in kurzer Zeit einfache Sachverhalte erarbeitet, vorbereitet und als Informationen vermittelt.

(4) Präsentation als Endpunkt einer langfristigen Erarbeitung eines individuellen oder kollektiven Projektes, das als solches auch die Form der Präsentation bestimmt (ein Theater- oder Musikstück wird als solches präsentiert).

Das Beispiel für eine Präsentation, die sowohl in methodischer als auch in inhaltlicher Hinsicht am ehesten zu überzeugen vermag, stammt aus einem Unterricht jenseits des Unterrichts. Um Unterricht handelt es sich deswegen, weil die Schüler hier aufgefordert waren, die Mitschüler wirklich zu verwickeln mit ihrem Thema, ihnen also anders als bei jener Bushido-Vorstellung etwas Neues mitzuteilen. Vorausgegangen war die Vereinbarung, begleitend zum normalen Unterricht einmal im Jahr die Ergebnisse eines selbstgewählten Projektes vorzustellen, eine sog. Jahresarbeit. Die Klasse war beteiligt bei der Diskussion möglicher Themen und der Darstellung von Zwischenergebnissen, die entweder in inhaltlicher oder methodischer Hinsicht unter dem Gesichtspunkt von Hilfestellungen diskutiert wurden. Schon bei diesen, in der Mitte des Jahres stattfindenden Sitzungen kam es zu ersten Präsentationen, die den Arbeitsstand zum Gegenstand hatten. Die Schüler waren so einbezogen in die jeweiligen Projekte und die Vorstellenden bekamen gezielte Rückmeldungen, was ankommt, was unverstanden blieb und was man machen könnte, um das Projekt erfolgreich zu Ende zu führen. Dieses Ende bestand dann in der Vorstellung der Resultate.

Die Schüler sollten bewusst nicht behandeln, was sie schon können und wissen, sondern sich eine Untersuchungs- und/oder Gestaltungsaufgabe wählen, die sie während des ganzen Schuljahres als ihr persönliches Projekt begleiten würde. Die Projekte waren entsprechend unterschiedlich, vielfältig in der Breite der Interessen und der Tiefe ihrer Behandlung. Ein Schüler hatte das Vorhaben, den in seinen Augen langweiligen und ökologisch bedenklichen Garten des Elternhauses umzugestalten und arbeitete an einem entsprechenden Plan. Ein anderer Schüler hat sich geärgert, dass die Physik immer so unverständlich bleibe und sich in den Kopf gesetzt, eine leicht verständliche Variante der Pointe der Relativitätstheorie zu entwickeln. Ein musikalisch begabter Schüler arbeitete an einem Libretto und der Komposition einer kleinen Oper. Andere Schüler wollten erkunden und mit Photos und Urteilen von Passanten dokumentieren, wie sich ein bestimmter Platz mit seiner geplanten Bebauung in der Innenstadt während dieses Jahres verändert.

Die Schüler drangen während dieser Zeit unterschiedlich tief in die Materie ein, erzielten entsprechend mehr oder weniger überzeugende Lösungen für ihr Projekt. Jeder aber zeigte, dass er sich mit hohem Engagement und Identifikation der Aufgabe gestellt hatte. Jeder war im Verlaufe dieser Arbeit weit über das hinausgekommen, was ansonsten im Unterricht von ihm erwartet wird. Und in dem Maß, in dem dabei etwas herausgekommen war, wuchs die Ambition, die Ergebnisse auch zureichend zu dokumentieren und dem »Publikum« vorzustellen. Entsprechend variantenreich und methodisch durchdacht waren die Präsentationen der Projektergebnisse.

Hier zeigt sich, dass die Präsentation weder zum Zweck der Unterhaltung wird (Fall 1), noch missbraucht wird für einen anderen Zweck (Fachunterricht im Fall 2), noch die Methode mehr Gewicht bekommt als der Inhalt (Fall 3).

Die Aufgabe der Jahresarbeit ist so komplex und die Zeitplanung für die Entwicklungsarbeiten sind so gestaltet, dass erst einmal die Lösung des Problems im Vordergrund steht. Ihre Erarbeitung wird nicht überformt von der kurzgeschlossenen Frage, wie angesichts knapper Zeit möglichst schnell zum Inhalt »Präsentation« übergegangen werden kann. Und mit der Eigendynamik des Projektes und der Eigenstruktur seines Inhalts, wird die Präsentation zu einem notwendig offenen, eigenständigen Gestaltungsakt. Jedes Projekt verlangt im Prinzip die spezifische Antwort auf die Frage, wie seine Ergebnisse vermittelt werden können. Vermittlung wird damit jenseits seiner technischen Standardisierung als PPP zu einer eigenständigen Aufgabenstellung.

IV.

WELCHE HYPOTHESEN ZUR STRUKTUR- UND PROZESSLOGIK KÖNNEN FÜR DAS MODELL »PRÄSENTATION« IM RÜCKGRIFF AUF SEINE HERKUNFT BESTIMMT WERDEN?

Die Präsentation ist eine Kommunikationsform, die sich in erster Linie in Unternehmen entwickelt hat. Vor der Möglichkeit, mit einem Beamer die Bilder, Charts, Folien in dynamischem Aufbau und Ablauf vom Laptop an die Wand zu werfen, geschah dies aufwendiger und eben nicht so lebendig durch den Overhead-Projektor oder große gedruckte Plakate.

Die Präsentation findet statt bei Meetings von Mitarbeitern eines Unternehmens, die in der Regel dienstlich oder auch interessehalber anwesend sind. Grob lassen sich zwei Typen von Präsentationen unterscheiden: Zum einen geht es gleichsam theoretisch um Studien und mit ihnen um einen Infoinput von Experten an die Adresse der Mitarbeiter, für die die Informationen aufbereitet wurden, damit sie aus

ihnen Konsequenzen ziehen können. Zum anderen geht es mit einem praktischen Interesse um die Vorstellung einer Produkt-, Vertriebs-, Restrukturierungs-idee, die aus dem Unternehmen kommt oder die das Unternehmen durch einen Dienstleister eingekauft hat. Im ersten Fall handelt es sich vor allem darum, die entscheidungsrelevanten Daten so aufzubereiten, dass die Anwesenden über alle wichtigen Informationen verfügen. Im anderen, zweiten Fall besteht die Aufgabe darin, die Idee und die guten Gründe dafür, ihr zu folgen, möglichst schlagkräftig anzuführen und plastisch darzustellen. In beiden Fällen muss man die Zuhörer dort abholen, wo sie sich befinden und auf kürzesten Weg dorthin bringen, wo man sie haben möchte. Die hierfür treffende Charakterisierung liegt mit der Chiffre der Power-Point-Präsentation (PPP) vor. Das bedeutet zugleich: Es geht sachlich und sozial immer um (In)Formierung.

Sie ist erfolgreich, wenn mit ihr in möglichst kurzer Zeit,

- *pointiert* (das heißt unmittelbar auf den Punkt gebracht, nicht weitschweifig argumentierend, abwägend, erläuternd, diskutierend) und
- *powerfull* (mit Darlegungen von einer großen Überzeugungskraft, mit treffenden Bildern und Metaphern, evidenten und griffigen Slogans als Überschriften, starken Zahlen, suggestiver Graphik)
- *präsentiert wird* (das heißt, dass die Glaubwürdigkeit und Kraft des Vorgestellten gegenwärtig ist, gleichsam gespürt wird und durch die Überzeugungskraft der Vortragenden mit getragen wird).

Die PPP wird in dieser Zuspitzung zu einer theatralischen Inszenierung mit Schauspieler*innen und einem kritischen Publikum, das ergriffen werden will, aber neben dem Stück immer auch das im Hinterkopf hat, was auf der realen Bühne des Unternehmens gespielt wird. Das kann die Zuhörer dazu veranlassen, den gewünschten Applaus zu liefern oder im Gegenteil das Stück durchfallen zu lassen. Der Präsentierende wird so entweder zum Held oder zum Versager gemacht. Selten dürfte es vorkommen, dass in einem Unternehmen etwas Offenes ins Offene präsentiert wird, es sei denn, es wird bewusst etwa »Zukunftswerkstatt« gespielt.

Für den Präsentierenden kommt es darauf an, eine Message, Agenda oder eine Vision zu überbringen und »rüber zu bringen«.

Sofern es sich um ein Mitglied des Unternehmens handelt, muss der Erfolg in drei Richtungen, nach unten, auf der eigenen Hierarchieebene und nach oben gleichzeitig gesucht werden. Man verkauft sich mit seinen Ideen möglichst gut, versucht dies aber selten ohne strategische Absicherung. Zugleich lebt der Vorgang von der Inanspruchnahme formaler Rationalität. Die Präsentation wird also behandelt wie ein monologisch durchgeführter Diskurs. Überzeugung soll durch Argumentation gestiftet werden, wenn auch vieles vorentschieden ist. Drastisch wird das für denjenigen spürbar, der von außen kommt und als Dienstleister etwas (z. B. eine Studie) präsentiert. Sein Erfolg besteht vor allem in der Beauftragung mit einem Folgeauftrag. Deswegen muss er das, was er präsentiert, sorgfältig mit den Interessen und Kräfteverhältnissen vermitteln, in denen er agiert. Auch in diesem Sinne verkauft sich der Präsentierer und wird der Vorgang selbst zum Verkaufsgespräch.

Die Ökonomisierung der Präsentation erfolgt noch in einer anderen Hinsicht.

Einem in seiner Aufnahmebereitschaft begrenzten, gestressten, mit Informationsnotwendigkeiten und -anmutungen zugeschütteten Manager darf man nicht die Zeit stehlen und ihn mit Dingen belasten, die für den Präsentierer als sein begründendes Hintergrundwissen wichtig sein mögen, die für die Entscheidungsfindung des Zuhörers aber nicht benötigt werden. Weil das Memo einer Studie besser eine statt zwei Seiten umfasst, weil es statt komplexer und komplizierter Argumentation die Essenz als Formeln zu markieren hat, muss die Präsentation eine extreme Abkürzung des Stoffes und zugleich eine möglichst suggestive, eingängige Verdichtung vollziehen. Wenn man so will, erbt die Präsentation damit die didaktische Emphase ihrer Gründerzeit, das comenianische: rasch, angenehm und gründlich. Informationsübertragung steht damit unter dem Druck einer enormen Rationalisierung der vom Präsentierenden eingesetzten und der Schonung der beim Zuhörer in Anspruch genommenen Ressourcen. Daraus erwächst ein sportives Element und das Prinzip der Unterhaltung. Man beobachtet, wie sich der Profi darum bemüht, mehr ansteckende Power zu produzieren, schneller und einfacher zum Punkt zu kommen und zu überraschen. Ein umständlicher Langeweiler fällt entsprechend auch dann durch, wenn er etwas zu sagen hat. Damit wird das Wie der Präsentation zum primären Qualitätsmaßstab, dieses kann man – auch im Vergleich – ungleich leichter bewerten als den Inhalt. Wenn der nicht angekommen ist, liegt es so sehr am Präsentierer, dass darüber vergessen werden kann, ob man es sich leisten könnte, nicht verstanden zu haben, um was es ging. Wer nicht gut kommunizieren kann, hat auch nichts zu kommunizieren! Wer es dabei übertreibt, scheitert freilich ähnlich gnadenlos: Unterhält er zu viel, rächt das Publikum seine Behandlung als unkritischer Konsument, wird die Sache so dicht, dass sie als erratisch erscheint, entfernt sie sich zu weit vom Vorverständnis oder umgekehrt wiederholt sie nur geteilte Erwartungen, wird die Präsentation schnell ein Misserfolg. Man muss so tun, als ob man alles berücksichtigen würde, ohne den Zuhörer zu stark merken zu lassen, dass und wie man es tut: Unterhaltung, Provokation, Bestätigung, Abkürzung, Zuspitzung.

Der Präsentierende muss dafür eine in Monaten entstandene Studie gegen seine möglicherweise entstandene intellektuelle Expertise eindampfen auf einige Highlights, Botschaften, die selten aus ihrer immanenten Dignität heraus Bedeutung erfahren, sondern solche werden mit den antizipierten Konsequenzen für das Unternehmen und die anwesenden Mitarbeiter.

Die auf diese Weise eingebrachte Beziehung zur Sache wird gebrochen unterlaufen, abgefedert, umdirigiert nicht zuletzt durch das ästhetische Moment. Präsentation ist immer graphische, bildliche, symbolische Darstellung von Bedeutung und die Gelegenheit, eine persönliche Performance abzuliefern. Eine schauspielerische Leistung mit allen Mitteln des körperliche Einsatzes, der kommunikativen Zuwendung und mit rhetorischem Glanz.

Eine weitere, heute sich rasend schnell ausbreitende Anwendung der Präsentation findet sich im Wissenschaftsbetrieb. In gewisser Weise handelt es sich um eine Form, die zwischen der geschilderten und der in der Schule anzutreffenden liegt. Sie ent-

fernt sich von der unmittelbaren betriebswirtschaftlichen und darin ökonomischen Bedeutung, geht es doch um reine Wissenskommunikation nach dem Wahrheits- und nicht nach dem Nützlichkeits- und Nutzenkriterium. Zugleich werden diese aber erzwungen durch die rasante Ökonomisierung der wissenschaftlichen Praxis, die den Präsentierenden jenem geschilderten Dienstleister zunehmend ähnlich macht. Die schnelle Herstellung und variable Vermarktung des Wissen verlangt, Einsichten zu Thesen, besser noch zu Slogans umzuformulieren, empirische Ergebnisse nicht zu problematisieren, sondern in einfache Botschaften als big points darzustellen. Nicht nachvollziehendes Verstehen wird angestrebt, sondern das schnelle durchblickerhafte »Habe schon verstanden!« Mit dem Vorgestellten wird etwas nur noch angerissen, angedeutet, angedacht, nicht aber ausformuliert, durchdacht.

Die klassische Form, die diese Wissenschaftspräsentation beerbt, bestand in den Geistes- und Sozialwissenschaften im komponierten, sprachlich ausformulierten entsprechend der Zuhörerschaft wohltemperierten Vortrag. Dergleichen verliert rasend an Bedeutung. Statt dessen wird die PPP zum Standard auch des wissenschaftlichen Vortrages. Nicht mehr gilt fraglos das Ideal des vorab entfalteten, argumentativ gestützten, bedenkenden Gedankenganges. Nicht mehr ein entsprechender Text wird vorgetragen, er wird vielmehr ersetzt durch die sprachlichen Einfälle zur Erläuterung der in der Regel vorgelesenen Sprachsplitter, die dynamisch, wie Zeichen an der Wand erscheinen. Mehrere »Kanäle« werden gleichzeitig angesprochen, der Zuhörer zum Zuschauer gemacht und an der kurzen Leine der dicht aufeinander folgenden Bilder durchs Programm geführt. Das Format der »Page« und der Imperativ, dass das Gezeigte ohne langes Lesen möglichst unmittelbar aufgenommen werden können soll, sorgen dafür, dass die Sprache für Sätzen, Parolen, Spiegelstrichsequenzen, Schematisierungen genutzt wird, nicht mehr unbedingt zur Darstellung des Gedachten. Zwischen Vortragendem und Publikum steht nicht mehr unbedingt die Sache, sondern das, was aus ihr die spezifische Vermittlungssituation übrig ließ, bzw. aus ihr gemacht hat. Das kann bei sorgfältiger Nutzung des Mediums immer noch viel sein, aber fraglich ist, ob das Medium dieses noch erzwingt, oder ob es nicht anderes nahe legt, jene ironische Erfüllung des rasch, angenehm und gründlich.

Wer Schreiben und Vortragen nicht mehr trennen kann oder mag und wer beim Publizieren die PPP bloß erweitert ausformuliert, der dürfte auch eine andere Beziehung zur Sache entwickeln, die er vorträgt und publiziert. Er unterzieht sich nicht mehr der Mühe der gedanklichen Ausarbeitung, sondern kennt nur noch die der sprachlichen Füllung der Folien. Die aber haben den Fließtext abgeschafft. Damit wird die Vermittlung nicht das Nachrangige gegenüber der gefassten Einsicht in die Sache, sondern kann unmerklich zum Primären werden. Das Denken beginnt sich auszurichten an den Erfolgsmaßstäben der Präsentation.

V

PÄDAGOGISCHE PRÄSENTATION?

Wenn nun das Präsentieren auf den pädagogischen Kontext trifft und dort auf dessen Eigenstruktur als Unterricht, lässt sich aus dem Gesagten eine doppelte, in sich widersprüchliche Hypothese oder Schlussfolgerung ableiten. Zum einen kann keine Rede

davon sein, dass das Präsentieren dem Unterricht etwas überstülpen würde, was dessen Rahmen sprengt und Eigensinn unterminiert. Eher ist es schon umgekehrt so, dass der präsentierende Manager und der Wissenschaftler ihre bisherigen Rollen prekär um das pädagogische Repertoire der Vermittlung erweitern, das es den Zuhörern ermöglichen soll, eben rasch, angenehm und pointiert informiert und verwickelt zu werden. Zum anderen aber spricht einiges dafür, dass die Präsentation nicht einfach nur das Schülerreferat medial modernisiert und der Schüler mit Learning by Teaching für den Lehrer das Vermittlungswissen vorstellt. Vielmehr bringt er eine andere prekärere Zuwendung zur und Haftung für die Sache ein, als es vom Lehrer erwartet werden können muss. Kurz, wenn die Präsentation dazu führt, dass ihr Mittelcharakter für die Vermittlung sich zum Selbstzweck wandelt, könnte im Unterricht doch etwas geschehen, was mit Blick auf die klassische Aufgabe der Vermittlung einem qualitativen Wandel gleich kommt. Dann substituierte die Vermittlungskompetenz »Präsentieren« zunehmend die zu vermittelnde Kompetenz. Die Schüler lernen Vermittlung statt eines einsichts- und verständnisvollen Umgangs mit Wissens. Sie werden Verkäufer von Waren, die sie nicht kennen.

LITERATUR:

- Gruschka, Andreas: Präsentieren als neue Unterrichtsmethode und das Schicksal des Präsentierten, Opladen 2008 (im Erscheinen)
- Pflugmacher, Torsten: »Ich würde sagen, Bushido ist ein begabtes Arschloch« – Schülerpräsentationen zwischen Autodidaktik, Infotainment, Kompetenzrastern und Bildung, München 2008 (im Erscheinen)

ANMERKUNGEN

- 1 In diesem Text werden Beobachtungen zusammengefasst, die aus dem laufenden Projekt zu einer »Theorie des Unterrichtens« stammen. Mit diesem wird der Unterricht von achten Klassen in vier hoch kontrastiven Sekundar- Schulen in der Breite der Fächer über Transkriptanalysen untersucht. Dabei ist uns aufgefallen, dass in allen Schulformen das »Präsentieren« sich ausbreitet. Es geht hier also nicht um die Frage, wie man richtig präsentiert, sondern was empirisch der Fall ist. Die Hinweise zur Präsentation in Wirtschaftsunternehmen und Forschungskontexten fußen auf einer Fülle von *Primärerfahrungen* des Autors.